Zeitschrift: Zoom-Filmberater

Herausgeber: Vereinigung evangelisch-reformierter Kirchen der deutschsprachigen Schweiz für kirchliche Film-, Radio- und Fernseharbeit ; Schweizerischer katholischer Volksverein

Band: 33 (1981)

Heft: 19

Rubrik: TV/Radio-kritisch

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Yabu (Frankie Sakai) mit Namen, hat angeordnet, dass, falls Blackthorne binnen eines Jahres des Japanischen nicht mächtig sei, das Fischerdorf, wo er strandete und nun wohnt, angezündet und die Bewohner gekreuzigt würden. Blackthorne bittet den gestrengen Yabu diesen absurden Befehl wieder rückgängig zu machen, was dieser ablehnt. Unser Held versucht nun, ganz nach Landessitte, kurzerhand Harakiri zu machen, was Yabu im letzten Augenblick zu verhindern weiss, ohne aber zu verstehen, warum er wegen diesem Dorf so viel aufhebens mache.
Andererseits ist Blackthorne von der unbedingten Pflichterfüllung (sprich Kadavergehorsam) und der Todesverachtung der Samurais beeindruckt. Als der obengenannte Yabu Toranaga verrät, befiehlt ihm dieser, Harakiri zu begehen. Lachend liest dieser in seiner letzten Minute ein Gedicht über die Nichtigkeit des menschlichen Lebens vor und stösst sich daraufhin ein Messer in den Leib.
Der Film verdammt die Jesuiten, die normalerweise in schwarzen, aber hier in knallorangen Soutanen auftreten, dazu, eine mehr als zwielichtige Rolle zu spielen. Wie weit dies der historischen Realität entspricht, sei dahingestellt. Denn es geht ja in Streifen dieser Art gar nicht um eine Annäherung an eben diese geschichtliche Wirklichkeit, sondern hier wird «Realität» konstruiert und gespielt, nur in Funktion der Story, die da erzählt werden soll. Der Zweck dieses ganzen Zaubers ist die Befriedigung des Phantasiebedürfnisses des Zuschauers. Bemerkenswert an «Shogun» sind übrigens die Kostüme, die in allen Farben des Regenbogens schillern und eine angenehme Abwechslung zu den immer häufiger werdenden kinematografischen Grauzonen darstellen.
Richard Chamberlain als Blackthorne zerreisst schauspielerisch keine Stricke, macht aber seine Sache im vorgegebenen Rahmen recht. Eine Entdeckung ist die mit ihrem verhaltenen Spiel sehr gut gefallende Yoko Shimada als Mariko. Wie immer sehr beeindruckend ist Altstar Toshiro Mifune, der dem Obersamurai Toranaga grosse Glaubwürdigkeit verleiht. Manchem Filmbesucher wird beim Anschauen von «Shogun» Kurosawas «Kagemusha» in den Sinn kommen. Kurosawas episches Meisterwerk, das durch grosse historische Detailtreue und gewaltige kreative Potenz hervorsticht, erschliesst dem Geist und der Phantasie andere Möglichkeiten als «Shogun», der sicher über dem Durchschnitt steht, aber letztlich doch nicht über die Stufe gehobener kommerzieller Unterhaltung hinausragt.

Franco Messerli

TV/RADIO-KRITISCH

Zu sich selber finden

Zum Fernsehspiel «Bis ds Läbe üs scheidet» von Peter von Gunten (Fernsehen DRS, Donnerstag, 15. Oktober, 20.00 Uhr)

I.
Barbara Gerber, 36 Jahre alt, sitzt vor ihrem Sekretär und schreibt Briefe; Briefe, die vorerst einer grossen Verzweiflung Ausdruck verleihen, später zu analysieren versuchen, was sich zugetragen hat, schliesslich Zuversicht und Mut ausstrahlen. Barbara Gerber erlebt, was unzähligen Frauen widerfährt: Eines Tages, sozusagen aus heiterem Himmel, geht das, was sie als ihr Lebensglück und damit wohl auch als ihren Lebensinhalt empfindet, in Brüche. Thomas, ihr Mann, mit dem sie seit zwölf Jahren zusammenlebt, erklärt ihr, dass er nun eine Freundin habe, mit der er zusammenzuleben gedenke. Er verlangt die Scheidung. Sein schlechtes Gewissen verdrängt er, indem er alle

Schuld Barbara in die Schuhe schiebt. Sie habe ihn zwölf Jahre lang gebremst und an seiner Entfaltung gehindert, ihn gezwungen, sich anzupassen und zu lügen.
Barbara, zu perplex, um überhaupt reagieren zu können, steht vor dem Nichts. Sie hat ihr Leben ganz auf die Familie ausgerichtet, auf ihren Mann und auf die zwölfjährige Tochter Sarah. Es ist ihr, als sei alles, wofür sie gelebt hat, zerstört worden; sie findet keinen Boden mehr unter den Füssen. Sie weigert sich, die neue Situation zu akzeptieren, hofft rückgängig machen zu können, was sich ereignet hat. Als sie einsieht, dass das nicht geht, macht sich Verzweiflung breit. Barbara hintersinnt sich in schlaflosen Nächten.
Aber Barbara zerbricht nicht. Sie hat eine Gabe, die ihr über den ärgsten Schock hinweghilft. Sie kann sich zu dem, was geschehen ist, emotionell äussern: Die Briefe, die sie schreibt, sind Therapie, auch wenn nur die wenigsten ihren Adressaten, Thomas, erreichen. Sie sind für diesen, falls sie mehr als die Regelung der Scheidung betreffen, auch gar nicht wichtig. In seiner Gefühlskälte würde er sie ohnehin nicht verstehen. Für Barbara ist das anders. Sie befreit sich, indem sie schreibt, von der Verzweiflung, der seelischen Not, dem Hass. Und langsam, ganz langsam vermag sie schreibend zu analysieren und gewinnt dadurch Persönlichkeit und Überlebenswillen. Barbara versucht einen Neuanfang. Ob er ihr ohne ihre Tochter, die noch vor Barbara mit beinahe brutaler Klarheit durchschaut, was der Vater ihrer Mutter und damit auch ihr angetan hat, gelungen wäre, muss bezweifelt werden. Und von nicht geringerer Bedeutung ist das Auftauchen des charmanten Roger, eines Schmetterlings, der nun gewiss nicht geeignet ist, den Gatten oder Vater zu ersetzen, aber Barbara, indem er sie umwirbt, neues Selbstwertgefühl verleiht. Und nichts braucht sie dringender als das, wenn sie jetzt versucht, eine neue Existenz aufzubauen, vor ihren enttäuschten Eltern, dem gefühlsarmen Berufsberater und dem skeptischen Personalchef zu bestehen. Ob Barbara durchhält, lässt das Fernsehspiel offen. Die Hoffnung besteht darin, dass über die schmerzliche Erfahrung zu sich selber gefunden hat.

II.

Peter von Gunten – immer dann am überzeugendsten, wenn er sich, im Dokumentarischen wie im Fiktiven, an die Ergebnisse umfassender Recherchen halten kann – schöpft seine Geschichte nicht aus dem hohlen Bauch. Was er in seinem ersten Fernsehspiel erzählt, beruht auf der Erfahrung von Frauen, die gleiches oder ähnliches wie Barbara erlebten und zu verarbeiten hatten. Peter von Gunten hat für sie Partei genommen, so stark mitunter, dass die Männer in ihren Rollen zu Klischees ihrer selbst verkommen. Das gilt insbesondere für Don Balmer, der Barbaras Mann zu spielen hat, einen Part von herber Undankbarkeit: Thomas, ein Trottel erster Güte und ohne Innenleben und Gefühle ausgestattet, wird plump charakterisiert und verliert jede Glaubwürdigkeit. Mag sein, dass Balmers schauspielerische Möglichkeiten nicht ausreichen, ihm welche zu verleihen. Wahrscheinlicher ist, dass er vom Buch im Stich gelassen wurde und chancenlos blieb. Zu zeigen, wie etwas oder jemand ist, und solche seelenlosen Holzpflöcke wie Thomas gibt es wirklich, genügt nicht. Man muss es im Fiktionsfilm so darstellen, dass die *Wirkung* von Wirklichkeit entsteht. Dazu braucht es, vor allem bei der Personenbeschreibung, eine ausreichende Ausrüstung der Charaktere.
Was Peter von Gunten den männlichen Rollenträgern an Zuwendung verweigerte, hat er den Frauen bis in die kleinen Chargen hinein in reichem Masse geschenkt. Silvia Jost als Barbara dankt ihm dies mit einer reifen und überlegten Leistung. Äusserst differenziert spielt sie sowohl in der Verzweiflung wie in der Hoffnung, in der Trauer und in kurzen Augenblicken aufflackernden Glücks mit einer Empfindsamkeit und Einfühlungsgabe, die ein starkes persönliches Engagement für die Sache verrät. Sie überträgt es vor allem auf das Kind (Mirjam Massara), das an ihrer Seite steht, gewiss aber auch auf die

Silvia Jost.

Trägerinnen kleinerer Rollen um sie herum. Es liegt am Buch, dass diese Frau Profil gewinnt. Der Autor hat sie so charakterisiert. Man versteht sie in ihrem Schmerz und ihrem Handeln, nimmt Anteil am schweren Weg, den sie zu gehen hat, nimmt Partei für sie. Die menschliche Wärme aber, die Barbara selbst dann ausstrahlt, wenn uns ihr Handeln nicht über alle Zweifel erhaben zu sein scheint, resultiert aus der Verinnerlichung, welche Silvia Jost dieser Figur schenkt und sie damit zum Leben erweckt.

III.

Das Thema von der Frau, die nach dem Scheitern ihrer Ehe vor dem Nichts steht und mühsam den Weg zu sich selber finden muss, ist gewiss nicht neu. Film und Fernsehen haben es unzählige Male aufgegriffen und durchaus engagiert behandelt. Wenn «Bis ds Läbe üs scheidet» aus der Flut gleicher oder ähnlicher Filme dennoch herausragt, liegt das an der eindeutigen Parteinahme des Autors für die Frau in einer Situation, in der sie durch das weiterhin dominierende Rollenverständnis schwer benachteiligt wird, und zweifellos auch an der Bezugnahme auf eine schweizerische Wirklichkeit. Die Vertrautheit der Umgebung – sie stellt sich ein, wiewohl zum grossen Teil im Studio nachgebaut wurde, was jetzt typisch schweizerisch wirkt (Bühnenbild: Hans Eichin) – verstärkt den Bezug des Zuschauers zu den Protagonisten und ihren Problemen. Den Durchschnitt üblicher Fernsehproduktionen überragt auch die Sorgfalt der Inszenierung, angefangen bei der Führung der Schauspieler über die Kameraführung bis hin zur Lichtbestimmung und -regie.

«Bis ds Läbe üs scheidet» ist gänzlich mit elektronischen Kameras aufgezeichnet worden, eine sogenannte MAZ-Produktion also. Die Aufnahmetechnik im Studio – mit drei bis vier schweren Ka-

meras gleichzeitig – unterscheidet sich grundsätzlich von den Dreharbeiten beim Film, wo mit viel kürzeren Einstellungen und zumeist nur einer Kamera auf Schnitt und Gegenschnitt gearbeitet wird. Peter von Gunten hat die Studiomöglichkeiten kongenial genutzt und eine lebendige und dennoch in sich geschlossene, atmosphärisch dichte, stimmungsvolle Inszenierung geschaffen, bei der dem Licht eine dramatische und dramaturgische Funktion zukommt. Wenn der Abteilungsleiter Dramatik beim Fernsehen DRS, Max Peter Ammann, behauptet, von Gunten habe eine Studioarbeit geleistet, die das Fernsehen ein Stück weiter bringe, dann hat er damit wohl die Tatsache angesprochen, dass zuvor kaum jemals so sorgfältig mit Lichteffekten gearbeitet wurde. Die Mühe hat sich übrigens gelohnt. Das Stimmungsmässige, das Atmosphärische gehört neben der Leistung Silvia Josts zum Überragenden dieses Fernsehspiels.

IV.
Im Einverständnis mit der Abteilung Dramatik hat Peter von Gunten im weiteren versucht, die Enge des Studios aufzusprengen, indem er sich mit leichter Elektronik, einer ENG-Kamera (ENG = Electronic News Gathering), die Möglichkeit schuf, das Studio zu verlassen und an Originalschauplätzen zu drehen – ein Experiment, das Aufmerksamkeit verdient, weil es dem Fernsehspiel neue Dimensionen eröffnen könnte. Man wird sich durch die noch bestehenden Mängel der leichten Elektronik – sie fallen in der Verbindung mit der schweren Studioelektronik stärker ins Gewicht (flachere Farben, weniger Tiefenschärfe) als in einer reinen ENG-Produktion – nicht entmutigen lassen dürfen; denn das Fernsehspiel bedarf dringend einer dem Medium entsprechenden Erneuerung, eines Ausbruchs aus erstarrten Formen. Das fällt gerade bei «Bis ds Läbe üs scheidet» auf. Weder die thematische Brisanz noch die Sorgfalt der Inszenierung täuschen über eine geradezu erschreckende Konventionalität hinweg, die ihren Ursprung meiner Ansicht nach in der fehlenden Eigenentwicklung des Genres hat. Fernsehspiele schweben irgendwo im Niemandsland zwischen Kammerspielfilm und Theaterinszenierung und sind dramaturgische Bastarde ohne Eigenständigkeit. Darin ist der Grund zu suchen, dass jeder zweit- oder drittklassige Spielfilm selbst in der Redimension auf den Bildschirm noch eine grössere Ausstrahlung hat als die meisten Fernsehspiele. Urs Jaeggi

Protokoll einer Umweltbetrachtung

«Länd-Art», ein Hörspiel von Alex Gfeller, Radio DRS II; Zweitausstrahlung: 9. Oktober, 20.05 Uhr.

«Es ist alles anders, weil wir anders sind. Das tut mir manchmal weh.» Diese Worte werden gegen Schluss des Hörspiels ausgesprochen; sie wirken wie ein tastender Griff nach den Ursachen böser Tatbestände. Die alltägliche Autofahrt einer Frau und eines Mannes von Bern nach Biel macht einige recht wahllos herausgegriffene Tatbestände in unserer Umwelt für die beiden Menschen und den Zuhörer erfahrbar. Sozusagen am Wegrand Liegendes führt zu Assoziationen, und Erinnerungen entstehen und tauchen auf; eine skeptisch gestaltete Collage, entstanden aus dem Anblick unserer Landschaft und unserer Gesellschaft entsteht, die sarkastische Überhöhungen ausdrücklich nicht ausschliesst.
Was Alex Gfeller in seiner, übrigens ersten, Hörspielarbeit liefert, ist das Protokoll einer reflektierten Umweltbetrachtung, eine Stellungnahme zur alltäglichen Realität. Angesprochen werden Tatbestände und Veränderungen, die üblicherweise als unantastbarer Fortschritt oder unbestreitbare, staatspolitische Grundlage deklariert werden. Gfeller spielt auf die – besonders in letzter Zeit – in vermehrter Weise hervortretenden Kehrseiten an. Er kratzt am Glanz, am Verputz, wie schon viele, er tut es in sehr amüsanter und lockerer Weise und lässt die angegriffenen Er-

scheinungen ihre Widersprüche gleich selber entlarven.
Der Fahrtweg von Bern in Richtung Biel dient als roter Faden; was aus dem fahrenden Auto heraus zu sehen ist, gibt Anstoss zu Gesprächen, zur Auseinandersetzung. Es seien hier einige Stationen dieses mit Erinnerungen und Vorstellungen vermischten Gesprächs aufgeführt: Vor Verlassen der Stadt mit ihren kalten, als «grusigi Gschwür» betitelten Glasbürobauten führt der Weg durch das «Quartier der Kasernen und Huren», an dessen Ende die unterirdische Zivilschutzanlage zu bösen Worten anregt. Hier gäbe es alles, sei alles reglementiert, habe alles seinen Sinn. Wäre oben alles verseucht, so würde sich unten ein Paradies des reglementierten Zusammenlebens abspielen. Sarkastisch meint der namenlose Mann im Auto zum Gewirr von Strassenbrükken beim Wankdorf: «Man muss dies alles als Kunst anschauen – Länd-Art.»
Der Blick aufs Land führt zur Assoziation Bauland; dazu ist das wohltuende Muhen einer originalen Schweizer Kuh eingeblendet. Dort, wo früher ein Wald war, ist heute ein Stück Autobahn; wer aber nicht weiss, wie es früher ausgesehen hat, der wird sich kaum daran stossen. Aspekte und Auswirkungen der modernen Wirtschaftsgesellschaft auf Landschaft und Landwirtschaft werden in zwei Einblendungen berührt: Eher verspielt in der Szene, die das Aufsetzen eines Zeitungsinserates beinhaltet: «Junges Paar sucht Bauernhaus auf dem Lande – wenn möglich mit Garten – zu mieten.» Hinter der Komik dieses Inserates steht die Frage, ob die Realität gar nicht (mehr) soweit weg ist: Gilt es heute noch als selbstverständlich, dass ein Bauernhaus auf dem Lande ist und einen Garten hat? An anderer Stelle führt ein Fetzen aus einer Radiodiskussion über die Bedeutung der fortschrittlichen Technik für den biologischen Landbau zur Vorstellung von einem Bauern, der unter dem Fortschrittsdruck und der trickreichen Freundlichkeit der Werbung zu leiden hat. Sich zu einem verwirrenden Geräusch steigernd, sind Floskeln von partnerschaftlicher Wirtschaft eingebaut: «Darf i Euch no äs Prospäktli mitgäh?» und «Futter kann man kaufen, Vertrauen muss man schaffen».
Zwei weitere Sketches nehmen sich der Themen Militär und Shoppyland an. Ein Offizier spricht zu seinen Mannen. Die in der Vorstellung durchexerzierte Angriffssituation des bösen Feindes kippt zur Wirklichkeit über. Sich ereifernd, träumt der Offizier vom Sieg über mehrere russische Panzer. Aus dem Schlachtengetöse steigen Takte eines Siegesmarsches auf. Erinnert man sich an die von Bundesrat Chevallaz vor kurzem geäusserten Worte, Friedensstifter sei die Armee, so kann man am Lachen des Autoinsassen über die These «ohne Armee gibt es Krieg, mit Armee gibt es keinen Krieg» kaum mehr teilhaben. Beim Auftauchen des Shoppylands schliesslich finden die über Lautsprecher verbreiteten Slogans ein groteskes Ende: Der Sprecher lässt seinen Notizzettel fallen und verliert den roten Faden und damit die vorgetäuschte Freundlichkeit.
«Länd-Art» könnte man als Stimmungsbild bezeichnen. Zwei Menschen drükken im gemeinsamen Gespräch ihre Zweifel gegenüber einer auf Kurzlebigkeit und institutionalisierte Macht ausgerichteten Welt aus. Schön Geplantes bekommt seine Risse, unerwünschte Nebenwirkungen machen sich breit. Zwei Menschen bleibt die Möglichkeit, einige böse Worte zu wechseln. Alex Gfeller hat die Möglichkeiten und Grenzen dieses Lamentierens in geschickter Weise mit der Räumlichkeit der Autokabine verknüpft. Ausserhalb des Autos geschieht im Sinne des Gesprächs nichts und hört niemand auch nur ein Wort. Wie verhalten sich die beiden Menschen ausserhalb des Autos, wie müssten sie sich verhalten, um konsequent zu bleiben? Alex Gfeller zeigt sie mit einer Ausnahme nur im Auto. Diese Ausnahme, diese Rückblende relativiert vieles: Szene einer Auseinandersetzung, eines Krachs. Damals hat er mit Dealen viel Geld verdient, während sie ihn unterstützt hat. Auf die mit dem Geld geplante, «heilige» Reise nach Indien will er seine Freundin (?) nun aber nicht mitnehmen. Fehlleistungen also

auch hier. Eben diese Szene, die Ansätze menschlicher Charakterschwächen andeutet, macht die Personen im Auto glaubhafter im Sinne einer realistischen Darstellung. Gleichzeitig wird die Wirkung der mündlichen Angriffe auf Missstände in der Umwelt in deren Absolutheit in Frage gestellt. Ist es ein Aufbegehren, das sich der notgedrungenen Kapitulation bewusst ist? Diesbezüglich muss der Schluss des Hörspiels erwähnt werden. Die Ebene des Mittellandes ist erreicht, die Strasse ist nun gerade. Die Möglichkeit höherer Geschwindigkeit ist gegeben. Sie, am Steuer sitzend, wird von ihrem Begleiter unterstützt: «Jtz fahre mer ab, wäg vo däm Züg.» Jäh unterbrochen wird die rauschartige Flucht durch das vermutete Auftauchen einer Radarkontrolle. Das Tempo wird gedrosselt, die Rückkehr zu den «braven Limiten» und den «anständigen Gesetzen des Zusammenlebens» ist besiegelt. (Man beachte die Verbindung von Inhalt und formaler Gestaltung, den Vergleich zwischen politischem Aufbrausen und dem Davonrasen im Auto.)

Alex Gfellers Bild von zwei jüngeren Menschen, deren Vitalität vielleicht nur noch in (Diskussions-)Ausbrüchen im kleinen, privaten Rahmen hervortritt, hervortreten darf, ist unmittelbar, einfach und auch unmissverständlich gestaltet. Zusammen mit Regisseur Charles Benoit ist es Silvia Jost und Peter Freiburghaus als «jungem Paar» gelungen, sowohl die Vielschichtigkeit im Charakter der Personen wie auch die Form des spontanen Gesprächs hervorzuheben und durchzuhalten. Wichtig schliesslich die Antönungen von Wiedersprüchen in den Personen selber: Mit der Geschwindigkeitsdrosselung am Ende, die weniger als Beitrag zur Verkehrssicherheit, sondern als eine Kapitulation vor dem Radar, einer gesetzlich verankerten Maschine, zu werten ist, schliesst das Hörspiel an eine Bemerkung zu Beginn der Autofahrt an. Froh, die Stadt verlassen zu können, meint der Mann kurz nach der Wegfahrt: «I ma die brave Lüt eifach nüm verputze, die fautschi Bescheideheit.»

Robert Richter

Doppelauszeichnung für Condor-Film

Beim Wettbewerb für den besten Auftragsfilm des Jahres erhielten zwei Industrie- und Informationsfilme der Condor-Film die begehrten Auszeichnungen des Eidgenössischen Departementes des Innern. Die beiden Diplome gehen an den Film «Hitting the Point – Mitten ins Schwarze» (Regie: Johnny Dubach) des Vereins Schweizerischer Maschinenindustrieller (VSM), der damit im Ausland aktive Exportförderung betreibt. Die zweite Auszeichnung erhielt der Film «Leben ist Bewegung – Bewegung ist Leben» (Regie: Jiri Havrda), der für die Rheumaliga beider Basel die Situation der Rheumakranken verdeutlicht. Insgesamt wurden in diesem Jahr acht Diplome vergeben, wovon zwei an die Condor-Film gingen. Von den seit 1977 vergebenen Diplomen wurden der Condor-Film insgesamt zwölf zugesprochen.

Filmvisionierung in Zürich

epd. Am 21. Oktober (8.45–17.15 Uhr) findet im Kasino Aussersihl (Kanzleistr. 19, 8004 Zürich, Nähe Stauffacher) eine kantonalzürcherische Filmvisionierung statt, in der die beiden kirchlichen Verleihstellen ZOOM und SELECTA wiederum gemeinsam eine Reihe von neu in den Verleih aufgenommenen Filmen vorstellen. Eingeladen sind alle Interessenten, die im Unterricht, in der Seelsorge, in Jugend- und Erwachsenenbildung mit Filmen arbeiten wollen. Anmeldung erforderlich an: Filmbüro SKFK, Bederstr. 76, 8027 Zürich, wo auch Programme erhältlich sind.